

Diplomatische Seelenheildiener

Anders als sein Ruf: Volker Reinhardt führt durch die zweitausend Jahre lange Geschichte des Papstamtes und zeigt, dass es in ihr eine Konstante gibt.

Keine andere Institution der Geschichte hat ihre eigene Geschichte so oft und so kreativ neu erfunden: Der in Fribourg lehrende Historiker Volker Reinhardt wendet sich gegen die Vorstellung, das Papsttum habe sich nie verändert. Bei aller Wandelbarkeit will er „Entwicklungslinien“ aufzeigen. Eine Geschichte dieser zweitausendjährigen Institution in einem Band, noch dazu von einem einzigen Autor verfasst – schon allein das muss einem Respekt abnötigen. Schließlich gilt es zu überblicken, was ansonsten Profan-, Kirchen- und Kunsthistoriker, Dogmatiker und Patrologen beschäftigt.

Volker Reinhardt: „Pontifex“. Die Geschichte der Päpste. Von Petrus bis Franziskus.
Verlag C. H. Beck, München 2017.
928 S., Abb., geb., 38,- €.

Der Zugang muss multiperspektivisch sein, waren doch die Päpste nicht nur Religionsführer, sondern auch Monarchen und Mäzene.

Sicher ist es von Vorteil, dass Reinhardt anders als die älteren Historiker (Ranke auf protestantischer, Pastor auf katholischer Seite) keinen konfessionellen Standpunkt einnimmt. Dass seine Ausführungen dennoch nicht voraussetzungslos sind, ist offenkundig: Er versteht die Papstgeschichte als „Kampf um den Glauben, die Gewissen, die Seelen und damit um die Macht in ihrer höchsten und reinsten Potenz“. Ihrem Selbstverständnis nach dürfte es den meisten Pontifices allerdings primär um etwas anderes gegangen sein: um das Seelenheil der Menschen.

Reinhardt wendet sich gegen die anachronistische Annahme, die Päpste hätten schon immer eine absolute Machtfülle besessen. Am Anfang stand lediglich ein Ehrenvorrang des Bischofs der Hauptstadt des Römischen Reiches, die überdies durch die Gräber der Apostelfürsten geadelt war. Doch schon in vorkonstantinischer Zeit suchte sich dieser Bischof „einen Vorrang innerhalb der Kirche zu sichern, der über den Ehrenplatz eines primus inter pares deutlich hinausging“.

In Lehfragen wie der Festsetzung des Ostertermins wollte Rom die eigene Position gesamtkirchlich durchzusetzen, stieß dabei aber auf Widerstände. Im späten vierten Jahrhundert begründete der 384 verstorbene Damasus, der als „erster Papst“ gelten kann, den päpstlichen Anspruch theoretisch, ohne schon eine universale Jurisdiktionsvollmacht auszuüben. Die Entwicklung des Primats kam unter Leo dem Großen, dessen Lehrautorität auf dem Konzil des Jahres 451 allgemein anerkannt wurde, zu einem vorläufigen Abschluss.

Die territoriale Souveränität etablierte sich seit der karolingischen Zeit. Das Zusammengehen von Kaisertum und Papsttum brachte beiden Institutionen

Vorteile, befreite dieses aus den Händen des lokalen Adels. Zur Emanzipation vom Reich und von den deutschen Herrschern kam es nach der Jahrtausendwende durch das Werk von „Radikalreformatoren“ wie Gregor VII. Die Tiara, die päpstliche Krone, wurde zum Symbol des pontificalen Herrschaftsanspruchs – aber erst seit dem vierzehnten Jahrhundert mit drei Kronreifen.

Mit dem Investiturstreit war der „Kampf um die Vormacht“ nicht entschieden, selbst dann nicht, als die Nachfolger Petri sich für siebzig Jahre in die Obhut der französischen Krone begaben. Auf das „Avignonesische Exil“ folgte ein Papstschisma mit zwei, später drei konkurrierenden Prätendenten, das einen Keil durch ganz Europa treiben sollte. Erst auf dem Konzil zu Konstanz wurde die Einheit wiederhergestellt.

Einen wirklichen „Neuanfang“, ja eine „Neuerfindung“ des Papsttums stellt die Epoche der Renaissance dar. Hier kann Reinhardt als ausgewiesener Kenner der Epoche aus dem Vollen schöpfen. Als Nachfolger der römischen Cäsaren – von denen sie auch den Titel Pontifex geerbt hatten – verliehen die Päpste Rom einen Glanz, wie sie keine andere Hauptstadt der Welt aufwies. Die Stadt wurde zu einem „einzigartigen Kunst-Heiligtum“. Es entstanden der neue Petersdom und die Sixtina, die Freskenprogramme Raffaels und Michelangelos. Trotz schwindender geopolitischer Bedeutung erwies sich das Papsttum nun bis ins achtzehnte Jahrhundert als Kulturmacht. Die Begünstigung der eigenen Familie bestimmte fast durchgängig das Handeln.

All das wird packend und detailreich geschildert, ohne dass die Entwicklungslinien aus dem Blick geraten. Allerdings werden die verbleibenden zwei Jahrhunderte auf lediglich hundertdreißig Seiten abgehandelt, ohne dass hier ein größerer Bogen erkennbar wäre. Die Auswahl der Literatur wird hier selektiv, obwohl zu fast allen Pontifikaten neuere Forschungen vorliegen, die sich aber weder im Text noch in der Bibliographie niederschlagen. Die so unterschiedlichen Papstprofile werden unter den Schlagworten „Selbstabschließung und Sackgasse“ und „Schwankende Haltungen zur Gegenwart“ ziemlich holzschnittartig zusammengefasst.

Dabei zeichnet sich nach der Zerschlagung des alten Kirchenstaats im Jahr 1870 durchaus so etwas wie eine „Neuerfindung“ des Papsttums ab. Seiner materiellen Basis beraubt, wurde es nun gewissermaßen „internationalisiert“, indem über den „Peterspfennig“ Gelder aus der Weltkirche abgerufen wurden. Massenwallfahrten nach Rom dienten der Solidarisierung mit den im Vatikan eingeschlossenen Päpsten Pius IX. und von 1878 an Leo XIII.

Ein Weiteres wäre zu bedenken. Für Reinhardt verlor das Amt des Staatssekretärs an Bedeutung. Das Gegenteil ist der Fall. Mit Kardinal Rampolla kam der eigentliche Architekt der modernen vatikanischen Außenpolitik ans Ruder. Enttäuscht über das Bündnis Wiens und Berlins mit den Italienern, „Räubern des Kirchenstaates“, orientierten sich Leo XIII. und sein Staatssekretär nach Paris und drängten die französischen Katholiken, sich hundert Jahre nach der Revolution endlich mit der laikalen Republik auszusöhnen. Eine nicht minder zukunftsweisende Weichenstellung: Der Anspruch auf den Kirchenstaat wurde beibehalten, aber durch eine bis dato ungekannte internationale Vermittlerrolle untermauert.

Zehnmal funktionierte der Heilige Stuhl als Schiedsrichter zwischen Staaten. All das erfährt der Leser nicht. Der Vatikan



Is'ts der aktuelle Papst – oder einer seiner Vorgänger? Das spielt bei diesem Amt eine nachrangige Rolle.

Foto Picture Alliance

wurde aber so erst zum politischen Global Player, suchte moralische Weltgeltung und internationale Anerkennung zu erlangen. Friedenspolitik ist seither eine der vatikanischen Prioritäten: Benedikt XV. vermittelte erfolglos im Ersten Weltkrieg. Pius XI. musste das Haupthindernis für diese neue internationale Politik, den Konflikt mit Italien, ausräumen. Bekannt sind die glücklosen Bemühungen von Pius XII. Paul VI. versuchte, im Vietnamkrieg zu vermitteln, und rief vor den Vereinten Nationen zum Frieden auf.

Und noch Papst Franziskus steht in dieser Traditionslinie, wie die Anbahnung der Aussöhnung zwischen Kuba und den Vereinigten Staaten zeigt. Nicht von ungefähr kann man von einem Zeitalter der

Diplomatenpäpste sprechen, insofern quasi alle Päpste zwischen 1878 und 1978 Diplomaten waren. Diplomatie und Friedenspolitik waren die Antwort des Papsttums auf die antiklerikalen und totalitären Regime der Zeit.

Keine rechte „Entwicklungslinie“ zu erkennen ist auch bei der Darstellung der jüngeren innerkirchlichen, theologischen Entwicklungen. Das II. Vatikanische Konzil erscheint vor allem als Kampf der kirchlichen Lager; es habe die Erwartung, die Kirche zu erneuern, nur halbherzig eingelöst. Der für die weitere Entwicklung so wichtige Paul VI. ist nur Randfigur, überdies ein „Sprachrohr“ der konservativen Kräfte. Die „alten Feindbilder, aber auch die tradierten

Vorstellungen von einem umfassenden Primat des Papsttums“ würden nicht angetastet. Aber wie konnte das Konzil dann zur Initialzündung für einen umfassenden Modernisierungsschub werden, wie ihn die Kirche selten in ihrer Geschichte erlebt hat?

Es wäre ungerecht, Volker Reinhardts Buch als Beweis dafür zu lesen, dass man als Vertreter einer einzigen Disziplin keine Gesamtdarstellung des Papsttums schreiben sollte. Wenn man es so hochkarätig fortschreiben würde, wie es auf den ersten siebenhundertfünfzig Seiten begonnen wurde, wäre es weit mehr als ein „vatikanischer Torso“. Dann wäre dem Autor ein Meisterwerk gelungen. JÖRG ERNESTI

Tierische Kombattanten

„Kein Heraldiker hat je solche Wappen entworfen, rein und königlich in ihrer sparsamen Fügung aus Schnee und Ruß“: So beschrieb Roger Caillois einmal die kalligraphische Zeichnung auf dem Rücken des Goliathus regius, eines großen Käfers der afrikanischen Tropen. Ein „König in seinem Reich“ sei er, selbst wenn sein brummender Flug nicht gerade von Geschick zeuge, zumal die Pflanzensäfte, von denen er sich nährt, ihn manchmal berauschten. Dann fliege er gegen Baumstämme und falle zu Boden, wo Sammler ihn leicht aufklauben könnten. Was Caillois in seiner vor fünfzig Jahren geschriebenen Hommage an den „Scarabée ivre“ nicht interessierte, war der Umstand, dass der Goliathkäfer, wie manche andere Käfer auch, im Vergleich zu seinem Körpergewicht stattliche Lasten tragen kann. Das herauszufinden und auszunutzen blieb der Militärforschung vorbehalten, die den Käfer mit Mikroprozessor, Funkempfänger und einem winzigen Generator ausstattet, der die Flügelbewegung in elektrische Energie umwandelt; und über bereits im Larvenstadium implantierte Elektroden ist er nun vom Computer aus zu lenken: ein tierischer Cyborg, der sich, zusätzlich gerüstet mit einer kleinen Kamera, vielleicht als Aufklärer und Spion einsetzen lässt.

In Malin Gewinners Enzyklopädie von Tieren, die von Menschen in Kriegsverwendung genommen wurden und werden, steht der Goliathkäfer für die jüngste Technologie, nämlich die Fernsteuerung. Die älteren Technologien setzen auf instinktive und/oder antrainierte Verhaltensweisen, sofern es nicht ohnehin nur um die Verwendung als Last- und Tragtier geht. Zweihundertfünfzig Arten und deren militärische Verwendung stellt das Buch in knapp gehaltenen Einträgen und auf Bildersseiten vor. Es geht um Pferde und Hunde, Fledermäuse und Rentiere, Tauben und Raben, Delphine und Wale, Käfer und Bienen. Eher skurril anmutende Ideen, Tiere für die Aufklärung, die Spionage oder als Angriffswaffe zu verwenden, stehen da neben lange erprobten Praktiken, historische Rückblicke neben Nachrichten aus der jüngeren Militärforschung. Der einleitende Essay geht den damit verhandelten Aspekt der Beziehung von Tier und Mensch ziemlich grundsätzlich an, das Literaturverzeichnis gibt interessierten Lesern einige Winke, wie sich das Thema Tiere im Krieg vertiefen lässt. hmay

Malin Gewinner: „Anthropomorpha“. Tiere im Krieg.
Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2017.
135 S., Abb., geb., 30,- €.

Die westliche Kultur als Feind

Die politische Forderung nach Kontrolle der Moscheen ist nach dem Berliner Attentat noch lauter geworden. Wächst hier die Saat des Extremismus? Bislang ist das eine Sache des Verfassungsschutzes, der nur bei eindeutigen Gewaltauftrufen tätig wird. Auch von dem Fernsehjournalisten Constantin Schreiber, der 2016 dreizehn Moscheen in Deutschland besuchte, wird die Frage nicht repräsentativ beantwortet. Sein Buch ist eine Momentaufnahme mit interessanten Einblicken. Schreiber wurde in den besonders von jungen Menschen stark frequentierten Moscheen freundlich empfangen. Politische Agitation erlebte er nicht. In den Ditiib-Moscheen, die der türkischen Religionsbehörde unterstehen, ist die Politik präsent als in den arabischen. Teile der Predigten lassen sich hier als Rechtfertigung der türkischen Regierung verstehen. In den Predigten finden sich Anspielungen auf die Weltmission des Islams, Warnungen vor dem Weihnachtsfest oder die Gleichsetzung des IS mit der liberalen Demokratie, aber nicht in beunruhigendem Ausmaß. Trotzdem beendete Schreiber seine Recherche mit einem mulmigen Gefühl.

Denn wie ein roter Faden zieht sich durch die Predigten die Abgrenzung von der als feindlich betrachteten westlichen Kultur. Ein Imam beschreibt Deutschland als dunklen Wald, durch den der Gläubige, den Blick auf das Jenseits gerichtet, irrt. Leitmotiv ist die Befestigung im Glauben durch Besinnung auf die Weisheit des Propheten. Die koranischen Botschaften werden nicht ansatzweise auf die Gegenwart auslegt. Über äußere Geschehnisse wie die Anschläge in Paris und Berlin fällt kein Wort. Schreibers politische Deutung der Predigten ist forciert. Eine Moschee ist kein Integrationszentrum.

Wenn Schreiber manchen Predigten ihren konservativen Charakter vorwirft, zeigt das eher, wie weit die integrationspolitische Vereinnahmung der Religion mittlerweile bereits gediehen ist. Berechtigt ist dagegen die Kritik, dass selbst lebensnahe Themen anhand von Datteln und Kamelen diskutiert werden. Wie sollen sich Gläubige und Imame, die in der Mehrzahl des Deutschen nicht mächtig sind, in einer als Zumutung wahrgenommenen Umwelt zurechtfinden, fragt Schreiber, die konsequent gegen eine märchenhaft geschlossene Glaubenswelt ausgekontert wird? tth

Constantin Schreiber: „Inside Islam“. Was in Deutschlands Moscheen gepredigt wird.
Econ Verlag, Berlin 2017. 253 S., br., 18,- €.

Das richtige Volk zur richtigen Zeit am richtigen Ort

Emotional aufrichtig: Edith Hall zeigt, wie die alten Griechen jahrhundertlang den Staffelstab des geistigen Fortschritts trugen

Der Originaltitel fasst den Spannungsbogen des Buches subtiler: „Introducing the Ancient Greeks. From Bronze Age Seafarers to Navigators of the Western Mind“. Die Griechen des Altertums müssen also vorgestellt, eingeführt werden; sie sind längst nicht mehr selbstverständlicher Bestandteil eines geistigen Inventars. Ihren Spuren zu folgen verspricht eine aufregende Reise, und am Ende sind es erneut die antiken Bewohner der hellenischen Welt, die ihrerseits dem vielbeschwoerenen „Westen“ den Weg zu weisen vermögen.

Edith Hall erscheint auf den ersten Blick nicht gerade als die geborene Autorin einer Festrede über die Hellenen als Baumeister „unserer“ Kultur, wie sie einst Sir Maurice Bowra oder zuletzt Konrad Adam vorgelegt haben. Sie forscht zur attischen Tragödie, einer abgründigen Spielart der Reflexion über die Welt, und sie hat Bücher über die Sklaverei und den langen Weg zu ihrer Abschaffung herausgegeben. Im Vorwort erwähnt sie die gängige Kritik am Kult um die „ältesten toten weißen Männer“ und stellt fest, Kritiker von Kolonialismus und Rassismus neigten dazu, die Sonderstellung der alten Griechen herunterzuspielen, während andere diese benutzten, um die Überlegenheit westlicher Ideale nachzuweisen und die Kulturen gegeneinander auszuspielen.

Eine solche „reaktionäre Vereinnahmung des klassischen Erbes“ lehnt Hall selbstverständlich ab. Doch auch für sie persönlich scheint das Schreiben dieses Buches eine Reise gewesen zu sein, sei sie doch mehr und mehr von den herausragenden Eigenschaften der alten Griechen überzeugt, die man in dieser Fülle anderswo im Mittelmeerraum oder im Nahen Osten eben nicht finde. Die Griechen waren, so die emphatische Bilanz, „das richtige Volk zur richtigen Zeit am richtigen Ort, um jahrhundertlang den Staffelstab des geistigen Fortschritts zu tragen“.

Als Begründung benennt Hall zehn Eigen- und Errungenschaften, die sich einzeln auch in Kulturen vor und neben den Titelhelden fanden, jedoch nie in der Kumulation und Vollendung, wie sie diesen gelungen sei. Die Griechen waren demnach Seefahrer, misstrauisch gegenüber jeder Autorität, individualistisch und wissbegierig; überdies seien sie stets für neue Ideen offen gewesen. Sie hätten Humor gehabt, Wettkämpfe geliebt und herausragende Fähigkeiten bei talentierten Menschen bewundert. Und schließlich seien sie außergewöhnlich redigewandt und geradezu vernügnungssüchtig gewesen.

Diese zehn Merkmale, in denen sie die ethnokulturelle Identität der Hellenen ausmacht, verknüpft Hall mit wiederum zehn

Epochen der griechischen Geschichte von der mykenischen Welt bis zum Triumph des Christentums sowie mit zehn verschiedenen geographischen Regionen. Herausgegeben ist eine überaus gediegene, über weite Strecken im positiven Sinn traditionelle Erzählung für Menschen, die zwar noch Bücher lesen, aber zugleich mit Powerpoint und um Aufmerksamkeit buhlenden Medienformaten im Stil von „Die zehn größten...“ vertraut sind.

Die Autorin scheut sich nicht, etablierte geistesgeschichtliche Topoi aufzurufen, etwa die Geschmeidigkeit der altgriechischen Sprache, die in der Tat eine breite Palette an Möglichkeiten bot, um Kausalität, Folgen, schwebende Zusammenhänge und gedankliche Polaritäten auszudrücken. Hinzu treten originelle Thesen: Die alte Tragödie sei auch deshalb so aktuell, weil sie die Neigung der Hellenen zu emotionaler Aufrichtigkeit in sich trage – eine Haltung auch der Generation der Babyboomer und ihrer Kinder, die es vorzögen, sich ihren dunkleren Trieben wie Wut, Rache, Begierde und Neid zu stellen, statt sie zu unterdrücken oder zu leugnen. Das ist, nebenbei bemerkt, eine nette Lesart für eine Gesellschaft, in der grösste anonyme Herabwürdigung und individuelle Empfindlichkeit nur zu oft zwei Seiten derselben Medaille sind.

Halls Prämissen erlauben ihr, Akzente anders als üblich zu setzen. So treten die Mykener nicht als kleinere Kopien nahöstlicher Herrschaftsorganisationen auf, sondern als Seefahrer, und auch für etliche der anderen Eigenschaften der späteren Griechen gebe es bei ihnen zumindest Indizien. Glänzend arbeitet die sensible Philologin heraus, wie sich der bei Hesiod greifbare Schöpfungsbericht von der jüdisch-christlichen Tradition unterscheidet: Indem Götter und Menschen Machtkämpfe austragen und verhandeln, ist die Beziehung zwischen ihnen von Anfang an politisiert. Ergebnisse neuerer Forschung fließen unaufdringlich in die stets reflexiv verfahrenende Erzählung ein; das gilt für die Rolle der überregionalen Heiligtümer im Prozess der Bildung einer hellenischen Identität oder für die Gründe und Etappen der sogenannten Kolonisationsbewegung in archaischer Zeit.

Wie Hall Letztere im Symbol des Delphins gespiegelt sieht, der eng mit den Göttern des Meeres, der Siedlungsfahrten und der Trinkgelage verbunden war, stellt eines der nicht wenigen Kabinettstücke in diesem an klugen Gedanken ohnehin reichen Buch dar. Zu ihren Helden zählt der Dichter und Philosoph Xenophanes, der den Spott als Mittel der Kritik anderer Position anderer Denker einsetzte und als

erster uns bekannter altgriechischer Autor klar eine erkenntnisrelativistische Haltung verfocht. Im Sinne der humanistischen Tradition sieht Hall auch die offene Gesellschaft und die Demokratie Athens maßgeblich durch kollektive Erfahrung und kulturelle Reflexivität ermöglicht. Die „unergründlichen Spartaner“ sind ihr dagegen fremd geblieben, auch wenn sie ihnen Humor, Leichtigkeit und Verzauberung zubilligt. Viel mehr in ihrem Element ist sie, wenn es um die elaborete Kultur und „postmoderne Ästhetik des hellenistischen Alexandria“ geht. Wie sie zu dem „derzeitigen postkolonialen Interesse für Hybridität, Migration und Diaspora“ steht, das sich am ptolemäischen Projekt hochzog, verrät die Autorin nicht. Insgesamt kann aber kein Zweifel bestehen: Jede Zeit braucht ihre eigene Geschichte der griechischen Kultur. Edith Hall hat diese Aufgabe sehr gut gelöst. UWE WALTER



Edith Hall: „Die alten Griechen“. Eine Erfolgsgeschichte in zehn Auftritten.
Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz. Siedler Verlag, München 2017.
416 S., Abb., geb., 26,99 €.